

Neuaufbruch an alten Ufern

Der Nahe Osten nach dem Papstbesuch

Matthias Kopp

Als Papst Johannes Paul II. am dritten Sonntag der Fastenzeit die Sondermaschine der israelischen Fluggesellschaft El Al auf dem Flughafen von Tel Aviv bestieg, ging im Nahen Osten ein seltes Kapitel Geschichte zu Ende. Der Gast aus Rom schloss seine 91. Auslandsreise ab, die der Welt die Strapazen seines Amtes, den persönlichen Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden und den dedizierten politischen Willen als pilgernder Pontifex, Brückenbauer im wahrsten Sinne des Wortes zu sein, vor Augen geführt hat. Keine Reise Johannes Pauls II. ist so von der Öffentlichkeit wahrgenommen, durch die Polizei gesichert und von der Presse verfolgt worden, keine Reise hatte von ungezählten Seiten so zahlreiche Erwartungen im Vorfeld, und keine Reise konnte auf ein so langes diplomatisches Vorspiel zurückblicken wie der Besuch beiderseits des Jordans zwischen dem 20. und 26. März 2000.

Die Nahostdiplomatie des Heiligen Stuhles im Nahen Osten ist die Geschichte eines steinigen Weges. Noch vor der Ausrufung des Staates Israel richtete Rom im Februar 1948 eine Ständige Vertretung in Ostjerusalem ein, um vor allem das katholische Umfeld zu stützen. Erst das II. Vatikanische Konzil und die 1964 unternommene historische Pilgerreise Papst Pauls VI. ins Heilige Land

ermöglichten die eigentliche Annäherung, sodass in der Folgezeit immer wieder das legitime Existenzrecht des jüdischen Volkes von vatikanischer Seite hervorgehoben wurde. Dort war man spätestens seit dem Sechs-Tage-Krieg 1967 der Auffassung, dass es eine gerechte Lösung für das palästinensische Volk geben müsse.

In den wechselvollen Beziehungen konnte der Besuch von Premierministerin Golda Meir im Vatikan keine Neuerung bringen. Erst Johannes Paul II. setzte seinen entschiedenen Willen durch, die Aussöhnung mit den Juden unter Hochdruck – soweit das die behutsame vatikanische Diplomatie zuließ – voranzutreiben. Verhandlungen führten nach den Madrider Friedensgesprächen und dem daraus resultierenden Friedensvertrag zwischen Israel und Jordanien zur Aufnahme voller diplomatischer Beziehungen.

Einem Grundlagenvertrag zwischen Israel und dem Heiligen Stuhl 1993 folgte vier Jahre später ein weiteres Abkommen, das die katholische Kirche als Körperschaft öffentlichen Rechts anerkennt. In dieser Zeit bemühten sich die römische und die palästinensische Seite verstärkt um eine Annäherung, die am 15. Februar 2000 in der Unterzeichnung eines dem israelischen

Grundlagenvertrag ähnlichen Werkes einen vorläufigen Höhepunkt fand.

Auf diese Vertragswerke gestützt reiste der Papst ins Heilige Land und wiederholte unermüdlich seinen Appell für einen dauerhaften Frieden, der durch kontinuierliche Verhandlungen erreicht werden müsse und so zur stabilen Koexistenz in einem toleranten Klima zwischen den Völkern und Religionen beitrage. Die Folgen des Besuchs sind noch nicht abzusehen, aber die Nachbereitungsphase hat längst begonnen: Papstworte werden interpretiert, erinnert und ermahnt. Dabei liegt es künftig im Geschick der verschiedenen Kirchenführer, manche zugesagte Versprechungen einer oder anderen Regierung in Nahost in Erinnerung zu rufen. Denn nicht nur die päpstlichen Worte waren wegweisend, sondern genauso Absichtserklärungen hochrangiger politischer Vertreter.

Welche Worte also bleiben, die den Nahen Osten mit dieser Reise im Spannungsfeld von Pastoral und Politik geprägt haben?

Interreligiöser Trialog

Johannes Paul II. hat sich bei dieser Reise erneut als konsequenter Verfechter des Konzilauftrags gezeigt, den Dialog zwischen den Religionen zu forcieren. Jordanien mit seinen 4,5 Prozent christlicher Bevölkerung hob er als Land hervor, das für seine Gastfreundschaft, Offenheit und das gute Verhältnis zwischen Christen und Muslimen bekannt sei: „Die edle Tradition der Achtung aller Religionen garantiert die religiöse Freiheit, die ein fundamentales Menschenrecht ist“, so der Papst. König Abdallah würdigte die Botschaft der Versöhnung, die durch Johannes Paul II. seit vielen Jahren um die Welt gehe. Im Nahen Osten müssen ehemalige Feinde lernen, einander zu

vergeben, meinte der König. Der Besuch eines Papstes an der „Straßenkreuzung von Geschichte und Geografie“ sei dafür eine Ermutigung.

Auch Palästinenserpräsident Yassir Arafat wurde während der Reise nicht müde, das friedliche Verhältnis zwischen Christen und Muslimen in den autonomen Gebieten hervorzuheben. Israels Premierminister Ehud Barak sah im Kommen des katholischen Kirchenoberhauptes einen Neuaufbruch im Gespräch zwischen den drei monotheistischen Religionen. „Diese müssen in ihrem jeweiligen Glauben und in der gemeinsamen Brüderlichkeit, die die gesamte Menschheitsfamilie untereinander verbinden, für Frieden und Gerechtigkeit arbeiten, den die Völker im Heiligen Land noch nicht haben und doch so sehr ersehnen“, betonte der Papst.

Sogut es um den Dialog zwischen den Christen (in diesem Fall der katholischen Kirche) und jeweils einer der anderen beiden Religionen steht, so schwierig bleibt das Verhältnis zwischen Judentum und Islam. Beim interreligiösen Treffen in Jerusalem, das von den Initiatoren mit viel zu hohen Erwartungen belegt worden war, galt der vorzeitige Weggang des islamischen Gastes als Zeichen. Juden und Muslime können von der offenen interreligiösen Haltung des Vatikans manches lernen.

Das Verhältnis ist derzeit aber noch nicht so weit, dass im Heiligen Land Scheichs und Rabbiner Hand in Hand einen Friedensbaum mit einem römischen Gast pflanzen. Dieser in Jerusalem dann nur von Juden und Christen vollzogene symbolische Akt bedarf noch eines langen Prozesses, vor allem weil die Frage nach dem Frieden kaum von der Politik zu trennen ist. Gerade deshalb hat Johannes Paul II. seine Reise auch mit politischer Komponente durchgeführt.

„Der Friede“, so der Papst, „ist ein essenzielles Element der Religion. Diese darf nicht eine Entschuldigung für Gewalt werden, besonders wenn religiöse Identität mit der kulturellen und ethnischen Identität verbunden ist. Religion und Frieden gehen zusammen.“ Unter anhaltendem Beifall war es dem Papst im Nahen Osten gelungen, nicht nur im Dialog, sondern im – für Rom durchaus üblichen, wenn auch zu wenig beachteten – Trialog zu sprechen.

Selbstbewusstsein für die Palästinenser

Johannes Paul II. war bemüht, jede politische Einseitigkeit zu vermeiden. Der Brückenbauer wollte jenen die Hand reichen und ein Gesicht verleihen, die nicht immer im Konzert der Mächtigen gehört werden. Dazu hat auch der Besuch in den Autonomiegebieten beigetragen, der den Palästinensern ein neues Selbstbewusstsein gab. „Das Heilige Land harrt weiter seiner Erlösung von den Desastern von Krieg, Konflikten, Besatzung und Aggression“, stellte Arafat die Situation in wenigen Worten dar, die Johannes Paul II. aufzufangen wusste: „Euer Leid steht vor den Augen der Welt“, hieß seine Ermutigung. Mit dem Propheten Jesaja fragte er, wie oft die Straßen hier den Schrei der Unschuldigen gehört hätten. „Nach Betlehem kommen die Menschen mit einer Hoffnung, die alle Konflikte und Schwierigkeiten übersteigt: Versöhnung! Frieden für die Palästinenser, Frieden für die Menschen der Region!“

Diplomatisch verklausuliert unterstrich die Visite des Papstes die römische Haltung zur baldigen Schaffung eines souveränen palästinensischen Staates. Gleichzeitig ging es Johannes Paul II. um eine größere Solidarität mit jenen, die keine Stimme haben. Im Flüchtlingslager Deheisa forderte

ein umjubelter Pontifex engagiertere Anstrengungen der internationalen Gemeinschaft, die Situation der Flüchtlinge menschenwürdig zu lösen. „Vergesst Eure Würde vor Gott nicht“, war die nachdenkliche Mahnung am Ende eines historischen Tages in ehemals besetzten Gebieten.

Der politische Pilgermarathon – lange genug von vatikanischer Seite mit dem Durchspielen aller möglichen Kontroversen sondiert – hat in Israel und den palästinensischen Gebieten deutlich gemacht: Der Heilige Stuhl ist von bisherigen Positionen, besonders mit Blick auf eine gerechte Lösung der Jerusalemfrage, nicht abgewichen. Dazu zählt insbesondere ein international garantiertes Statut für Jerusalem, das den freien Zugang zu den heiligen Stätten aller drei monotheistischen Weltreligionen sichert. Auch ist Rom durchaus der Auffassung, dass Jerusalem die Hauptstadt zweier Völker sein könne.

Ob sich dieses weit gesteckte politische Ziel nahöstlicher Politik umsetzen lässt, wird die Zukunft zeigen. Bei der Reise sind vielmehr die teilweise unüberwindbaren Positionen zwischen Israelis und Palästinensern um die Zukunft Jerusalems erneut offen hervorgetreten. Der Vatikan möchte die Jerusalemfrage von seiner Seite aus nicht in der Debatte um das Hauptstadtprinzip sehen, sondern auf die Gewissens-, Religions- und Kultfreiheit unter voller Unabhängigkeit der heiligen Stätten gegenüber einem Staat einwirken, der maximal dazu befugt sein sollte, dieses international festzusetzende Recht einzuhalten und zu kontrollieren. Deshalb waren die Worte Johannes Pauls II. mit Blick auf Jerusalem weniger politisch als vielmehr vom Wunsch getragen, den universalen Charakter der Stadt hervorzuheben, in der es drei Religio-

nen gelernt hätten, in friedlicher Koexistenz nebeneinander zu leben. Diese Koexistenz gipfelte für den Papst beim Höhepunkt der christlich-jüdischen – hier katholisch-jüdischen – Aussöhnung, als er das Holocaust-Denkmal Yad Vashem besuchte.

Yad Vashem

Die fast mystisch-dramatische Stimmung an jenem Tag in Jerusalem, die Stille der „Hall of Rememberance“, der Kranz zum Gedenken an die Opfer und die Begegnung des Papstes mit ihm persönlich bekannten Überlebenden aus Auschwitz wollten zeigen: „Ich bin nach Yad Vashem gekommen, um den Millionen Juden die Ehre zu erweisen, denen alles genommen wurde“, so Johannes Paul II. „Wir möchten uns mit dem Ziel erinnern, dass das Böse nie mehr die Überhand gewinnen wird.“

Die ausgestreckte Hand des Papstes war in Yad Vashem einigen zu wenig, anderen zu viel. Mit seiner Vergebungsbitten vom ersten Fastensonntag und der erneuten Bitte um Verzeihung in Israel ist Johannes Paul II. bis an die Grenzen dessen gegangen, was ihm – persönlich und von Amts wegen – möglich war.

„Ich versichere dem jüdischen Volk, dass die katholische Kirche... zutiefst betrübt ist über den Hass, die Taten von Verfolgungen und die antisemitischen Ausschreitungen von Christen gegen die Juden, zu welcher Zeit und an welchem Ort auch immer.“ Das *mea culpa* und der mutige Schritt, in Yad Vashem erneut und stellvertretend um Vergebung zu bitten, haben dieses Pontifikat gekrönt, was später einmal besonders zu würdigen sein wird: Es war Johannes Paul II., der die Aussöhnung mit den Juden zum Höhepunkt führte.

Das meinte auch Premierminister Barak: „Sie haben mehr als jeder andere getan, um einen historischen Wechsel in der Haltung der Kirche gegenüber dem jüdischen Volk durchzuführen, der durch den guten Johannes XXIII. initiiert worden war... Ihr Kommen nach Yad Vashem ist ein Höhepunkt im historischen Prozess der Heilung... Sie haben die Flagge der Brüderlichkeit auf Vollmast gesetzt.“

Um Brüderlichkeit ging es auch während anderer Stationen der Reise. Im Nahen Osten denken viele Kirchenführer an die historische Begegnung zwischen dem griechisch-orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel, Athenagoras I. und Paul VI. in Jerusalem. Die 1964 ausgetauschte Umarnung galt als unerwarteter Meilenstein in der ökumenischen Annäherung. Johannes Paul II. schließt an diese Harmonisierung an. Während das ökumenische Klima mit den katholischen Kirchen orientalischen Ritus problemlos ist und auch zu einigen der orthodoxen Kirchen gute Beziehungen bestehen, erlebt das Verhältnis zur griechischen Orthodoxie Höhen und Tiefen. Die Formulierung Johannes Pauls II. auf dem Krippenplatz in Bethlehem, dass er „den heiligen Kuss allen Christen der anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften“ entbiete, war deutlich und vorsichtig zugleich. Es gab keine außerordentlichen Durchbrüche, wohl gut gemeinte Erklärungen aller Seiten.

Das ökumenische Gipfeltreffen am vorletzten Tag der Reise zeigte, „dass wir einander besser verstehen, dass wir vom Wunsch getragen sind, Misstrauen und Rivalität der Vergangenheit zu überwinden... Wir haben gelernt, dass diese Straße schwer ist, aber wir sollten uns davon nicht entmutigen lassen“, so der Papst. Seine Feststellung, dass die Christen nur dann, wenn sie unter-

einander versöhnt seien, ihren Anteil am Aufbau Jerusalems zu einer Stadt des Friedens für alle Völker leisten könnten, wird die Basis für künftige ökumenische Impulse in Nahost sein. An die gemeinsamen Aufgaben erinnerte auch das Oberhaupt der griechisch-orthodoxen Kirche von Jerusalem, Diodoros I. Der Kirche stehe es an, ihre Rechte zu sichern und sich ihren Aufgaben in der modernen Gesellschaft nicht zu verschließen.

Die ökumenische Dimension der Reise gipfelte mit dem Gottesdienst des Papstes in der Grabeskirche, die seit langer Zeit konfessioneller Zankapfel auf Grund von Besitzverhältnissen ist. Dass trotzdem nahezu alle Patriarchen der christlichen Kirchen von Jerusalem – ganz gleich ob mit Rom in voller Gemeinschaft verbunden oder nicht – anwesend waren, vermittelte die berechtigte Hoffnung auf eine Verbesserung des ökumenischen Klimas.

Die Begegnung des Papstes mit den einheimischen Christen, die in Israel und Palästina rund 2,3 Prozent der Bevölkerung ausmachen, hat der Minderheit Mut geschenkt. Ob sie dadurch motiviert ist, das Land nicht zu verlassen und so den schleichenden christlichen Exodus zu stoppen, wird die Zukunft zeigen.

Johannes Paul II. kam als Pilger ins Heilige Land beiderseits des Jordans. Aber er war genauso Politiker. Seine Botschaft hieß Frieden und Versöhnung, Solidarität mit den Unterdrückten und Respekt vor den anderen Religionen. Es bleibt eine Atmosphäre der Ermutigung in jener Region zurück, die – sonst durch Bombenhagel und Kriege in den Schlagzeilen – das zentrale Mediengeschäft der Welt beherrscht hat. Was Paul VI. mit seiner Reise grundlegte, ist durch das lange Pontifikat von Johannes Paul II. zunächst in der Theorie und jetzt in

der Praxis durch einen politischen Pilger-Spagat fortgesetzt und vollendet worden. Die Reise, die zu viele außenstehende Interessen und Erwartungen berücksichtigen musste, war eine Gratwanderung im beiderseitigen Minenfeld. Jetzt beginnt die Reflexion für den Nahen Osten in der Zeit nach dem Papstbesuch. Ob im Anschluss an dieses Kapitel Weltgeschichte der nächste Abschnitt ein dauerhafter Friede die Konsequenz gut gemeinter und engagierter Appelle sein wird, bleibt offen.

Nachsatz

In den vielfältigen Aspekten dieser Reise spiegelt sich das nunmehr 22-jährige Pontifikat Johannes Pauls II. wider. Für Karol Wojtyla hat sich mit dem Besuch im Heiligen Land der zentrale Wunsch seiner Amtszeit erfüllt. Am 18. Mai vollendet er das achtzigste Lebensjahr. Betrachtet man dabei nur die weltweite Dimension des Pontifikates, so ist sein Name mit dem unermüdlichen Einsatz für Menschenrechte, religionsübergreifende Aussöhnung, ökumenische Durchbrüche und innerkirchliche Veränderungen wie dem neuen Kirchenrecht, der Kurienreform und zahlreichen Synoden verbunden. Als Medienpapst wird er in die Geschichte ebenso eingehen wie als aufmerksamer Politiker, der für den beginnenden Niedergang des Kommunismus mit Verantwortung trug. Dieser Papst will – weit mehr als die Vorgänger – seinen Dienst an den Menschen „handgreiflich“ machen. Die vielen Reisen und ungezählte General- und Sonderaudienzen sind für ihn die Chance, eine Brücke zu den Menschen zu schlagen. Dieser Mensch steht für ihn im Vordergrund, diesen Menschen hat Johannes Paul II. im Heiligen Land gesucht, über politische und religiöse Grenzen hinweg.